

LiThes

Zeitschrift für
Literatur- und
Theatersoziologie

Herausgegeben von **Beatrix Müller-Kampel** und **Helmut Kuzmics**

NUMMER 3 (JULI 2010)

Habitus I



Medieninhaber und Verleger

LiTheS. Ein Forschungs-, Dokumentations- und Lehrschwerpunkt
am Institut für Germanistik der Universität Graz
Leitung: Beatrix Müller-Kampel

Herausgeber

Ao. Univ.-Prof. Dr. Beatrix Müller-Kampel
Institut für Germanistik der Universität Graz
Mozartgasse 8 / P, A-8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 380-2453
E-Mail: beatrix.mueller-kampel@uni-graz.at
Fax: ++43 / (0)316 / 380-9761

Ao. Univ.-Prof. Dr. Helmut Kuzmics
Institut für Soziologie der Universität Graz
Universitätsstraße 15 / G4, A-8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 380-3551
E-Mail: helmut.kuzmics@uni-graz.at

Redaktion und Lektorat

Eveline Thalmann, BA
Institut für Germanistik der Universität Graz
Mozartgasse 8 / P, A-8010 Graz
E-Mail: eveline.thalmann@edu.uni-graz.at

Umschlagbild

© Mit freundlicher Genehmigung von Christine de Grancy: Alexander Rossi als
„Leutnant Gustl“ von Arthur Schnitzler in der Theaterfassung von Helga David,
Thalhof / Reichenau 2005

Satz

mp – design und text / Dr. Margarete Payer
Gartengasse 13 / 3 / 11, 8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 91 44 68 oder 0664 / 32 23 790
E-Mail: mp@margarete-payer.at

© Copyright

»LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie« erscheint halbjährlich im
Internet unter der Adresse »<http://lithes.uni-graz.at/lithes/>«. Ansicht, Download und
Ausdruck sind kostenlos. Namentlich gezeichnete Beiträge geben immer die Meinung
des Autors oder der Autorin wieder und müssen nicht mit jener der Herausgeber iden-
tisch sein. Wenn nicht anders vermerkt, verbleibt das Urheberrecht bei den einzelnen
Beiträgern.

Unterstützt von der Universität Graz (Forschungsmanagement und -service und
Dekanat der Geisteswissenschaftlichen Fakultät) und des Landes Steiermark,
Abteilung 3: Wissenschaft.

ISSN 2071-6346=LiTheS

Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur

Am Beispiel der habsburgischen Armee von 1848 bis 1918

Von Helmut Kuzmics

1. Das Problem

Aus historischen Analysen¹ geht hervor, dass das Offizierskorps der österreichischen Armee nach der März-Revolution 1848 gesellschaftlich abgekapselt und isoliert war und dabei einen militärisch-aristokratischen Habitus entwickelte, der zu dem bürgerlichen in scharfem Gegensatz stand. Der Korpsgeist orientierte sich (gemeinsames Offiziers-Du, auch gegenüber Hochadeligen) am Adel, obwohl gerade der Hochadel sich eher mit den Großbürgern zu arrangieren begann und Heiraten zwischen dem niedrigeren Militäradel und Angehörigen des Hochadels kaum vorkamen. Die Masse der Offiziere wurde bürgerlich und bitterarm, auch zu arm, um heiraten zu können; aber feudale Denkungsart gab den Ton an, ausgenommen in den technischen Waffengattungen der Artillerie und des Pionierwesens, in denen bürgerlicher Wissensdurst vorherrschte.

Es entsteht ein in mancher Hinsicht recht paradoxes Bild vom österreichischen Offiziershabitus: das eines Mannes der „Praxis“, der eher „grob“ ist (Ära der „groben Oberste“), für den Exerzieren und Reglement, somit „Disziplin“ im engsten Sinne, am wichtigsten sind, der aber trotz aller Tapferkeit auf dem Schlachtfeld zu strategischer Entschlossenheit und schnellem Entscheiden nicht in der Lage ist. Warum das so ist, ist nicht ohne weiteres zu klären. Neben sogenannten „Ego-Dokumenten“ ist es vor allem belletristische Literatur – in Form von Romanen, Novellen und Kurzgeschichten –, von der man sich einigen Aufschluss erhofft (nach Allmayer-Beck² käme etwa Carl von Torresanis *Kropatsch, der echte Kavallerist* Benedek, dem glücklosen Feldherrn von 1866, recht nahe). Insbesondere kann die Literatur (Torresani, Ferdinand von Saar, Arthur Schnitzler, Joseph Roth, Alexander Lernet-Holenia u. a.) helfen, jene Gefühle darstellbar zu machen, die zur Disposition männlicher Todesbereitschaft auch schon im Frieden beitragen, wobei dem Paradoxon des Nebeneinanders von tollkühner „Schneid“ und Entscheidungsschwäche wie Passivität im habsburgischen Habitus nachgespürt werden soll.

1 Johann Christoph Allmayer-Beck: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft. In: Die Habsburger Monarchie 1848–1918. Bd. V: Die bewaffnete Macht. Herausgegeben von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987, S. 1–141; Gunther Erich Rothenberg: *The Army of Francis Joseph*. West Lafayette, Indiana: Purdue University Press 1976.

2 Vgl. Allmayer-Beck, *Bewaffnete Macht*.

Obwohl die habsburgische Armee nach jeder Niederlage reformiert wurde, was auch einen Wechsel in Prinzipien und Strategien der Kriegsführung mit sich bringen mochte, ergibt sich ein ultrastabiler Befund in ihrem defensiven, langsamen, unentschlossenen Charakter über die Jahrhunderte hinweg. Militärwissenschaftler interessieren sich dafür, inwieweit daran Ausbildung, Schulung in Logistik, Organisationsgrad (nach dem berühmten Wort des österreichischen Generals bei Karl Kraus sollte es der Ehrgeiz von allen Offizieren sein, die Organisation einzuführen³) und Bewaffung die Kampfstärke habsburgischer Heere bestimmt haben. Hier interessiert stattdessen, warum österreichische Offiziere so oft Mut zum Risiko und selbständige Führungskraft vermissen haben lassen. Dies sollte nicht mit persönlicher Feigheit verwechselt werden: Benedek z. B. hielt sich gerade im Bewusstsein der bevorstehenden Niederlage glänzend und setzte sich jeder Todesgefahr aus. Worum es geht, ist die österreichische Neigung zur Passivität, wenn Energie angesagt war. Defensivtaktik selbst konnte ja auch durchaus sinnvoll sein; aber wenn sie sich mit lähmender Langsamkeit verband, war sie, gelinde ausgedrückt, unproduktiv. Eine mögliche Antwort findet sich als Ergebnis einer Analyse von verschiedenen Varianten und manchmal auch Aspekten des habsburgischen Militärhabitus, der sowohl von feudal-ritterlichen wie bürgerlich-patrimonialbürokratischen Elementen geprägt sein mochte.

Traditionell waren die Führungspositionen im Heer dem Adel vorbehalten, der dynastisch ergeben war und alten Idealen der Ritterlichkeit anhing. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es noch das alte Regimentsinhabersystem, dessen Standardmerkmale Nepotismus und Korruption, Schlendrian und Nonchalance waren. Mit jedem Reformschub wurde die Armee standardisierter, „verstaatlichter“ und „wissenschaftlicher“. Damit wurde der Militärdienst allerdings für den alten Adel wachsend unattraktiv (dessen bevorzugtes Feld blieb die Kavallerie, während etwa die Artillerie schwierige Kriegsschulen erforderte und daher stärker bürgerlich bzw. amtsadelig wurde – Nobilitierungen der Offiziere waren eine gängige österreichische Praxis). Von 1847 bis 1918 verschob sich so der Prozentsatz von neuadeligen und bürgerlichen zu hoch- und altadeligen hochrangigen Generälen von 7 vs. 93% zu 75 vs. 25%⁴. 1896 waren bereits 79,2% der Offiziere bürgerlich⁵. Trotzdem blieb der Geist der Armee feudalaristokratisch. Laut Deák war das Offizierskorps übrigens um 1900 auch nicht mehr dominant deutschsprachig (gerade noch 55%⁶). Wurde

3 Vgl. Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Teil I. Erster bis dritter Akt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1978, S. 230.

4 Vgl. István Deák: Der K. (u.) K. Offizier 1848–1918. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 1991, S. 193 (nach einer Stichprobe, bearbeitet von Nikolaus von Preradovich); eigene Umrechnung.

5 Vgl. ebenda (in absoluten Zahlen: 12.346 von 15.480, nach Kandelsdorfer).

6 Vgl. ebenda, S. 223.



aber nicht nur der Geist des Feudalismus unter den Vorzeichen ärarischer Knausrigkeit ins Bürgertum tradiert, sondern auch der vormoderne Schlendrian trotz aller Bürokratisierung? Bedeutet dies alles nicht Entscheidungsschwäche, unklar definierte Kompetenzen, Angst eher vor dem Verlust des Wohlwollens des Vorgesetzten als vor der Niederlage auf dem Schlachtfeld? Die folgenden Überlegungen betreffen (2) das feudal-kriegerische Element des habsburgischen Militärhabitus bei Torresani und von Saar vor dem Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht 1868 in der „alten“ Armee, ferner (3) das patrimonialbürokratische Element dieses Habitus im Kasernenbetrieb in den darauffolgenden Jahrzehnten, wieder bei Torresani. Darauf folgt die (4) Weiterentwicklung und Verschränkung beider in ausgewählten literarischen Werken von Roth, Schnitzler, Eichthal und Lernet-Holenia, um zuletzt (5) in einen Vergleich mit einer nichtfiktionalen Quelle zu münden – den Erinnerungen eines habsburgischen Offiziers, Paul Schinnerers, aus dem Ersten Weltkrieg.

2. Torresanis *Kropatsch, der echte Kavallerist* und Saars *Leutnant Burda: Der feudal-kriegerische Charakter des habsburgischen Offiziers in der Armee vor 1868*

In der Genese eines aristokratischen Kanons der Ehre und Ritterlichkeit ist die große Differenz zwischen Adel und „Volk“ (Bauern und Bürger) zentral. Der serbische General von Stratimirovič (in habsburgischem Dienst, aber auch als Rebell gegen die Ungarn 1848/49) schildert ein bezeichnendes Erlebnis aus seiner Kindheit:

„Es ist ein warmer Märztag – ich tolle im Hofe herum.

Aus den Wäschestrieken, die ich annektierte, habe ich ein Pferdegeschirr gemacht und treibe vier Bauernjungen – meine Pferde – auf dem Platze herum. Ein fünfter, ein halberwachsener starker Bauernjunge, ist mein Reitpferd. Mit langsamen, bedächtigen Schritten kommt mein Vater daher; er ermahnt mich, mit dem Spiele aufzuhören, zu meinem Hofmeister ins Zimmer zu gehen und die tägliche Lektion nicht zu versäumen.“⁷

Der Gestus der Ritterlichkeit setzt zu allererst einmal jenen der Überlegenheit voraus; auf diesem Hintergrund entwickelt sich die Selbstkontrolle des Verzichts auf Ausnützen der Stellung, die jeder Galanterie zugrunde liegt. Dazu gehört der Fatalismus des Kriegers, der eine stoische Unempfindlichkeit gegenüber der Gefahr nährt (die zum Habitus, zur zweiten Natur werden kann): Es waren die aristokratischen Elemente der Habsburger Armee, die für Reminiszenzen an den Feudalismus der mittelalterlichen Ritter sorgten, wie etwa in jener Geschichte, die auf einer Begebenheit in der Schlacht von Solferino (1859) beruht:

„Als der Ordonnanzhusar Bécseys seinen Rittmeister fallen sah, rief er: ‚Wenn mein Rittmeister todt ist, will ich auch nicht mehr leben!‘ und sprengte, feindliche Klingen zerstäubend, auf das feindliche Bataillon los, dessen commandie-

7 Georg von Stratimirovič: Was ich erlebte. Erinnerungen von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von seiner Tochter. Wien, Leipzig: Braumüller 1911, S. 1.

render Stabsoffizier vor der Front hielt, sich gegen die Säbelhiebe des tapferen Husaren eine kurze Zeit vertheidigte, dann aber von diesem aus dem Sattel gehauen wurde.“⁸

Carl Freiherr Torresani (mit vollem Titel: von Lanzenfeld di Camponero; 1846–1907) ist heute – zu Unrecht – ein wenig in Vergessenheit geraten. Er war zu seiner Zeit wohl der bedeutendste österreichische Militärschriftsteller, der eine ganze Reihe weiterer beeinflusste⁹. Indem er seine eigene Militärzeit literarisch verwertete (er war selber bei den Trani-Ulanen und avancierte zum Generalstabsoffizier, bis er 1874 auf Grund von Querelen mit Vorgesetzten um einen einjährigen Urlaub einkam und sich bald darauf pensionieren ließ), dabei eine gute Beobachtungsgabe für die Darstellung von Offizierscharakteren entwickelte, kann sein Werk als hervorragende Auskunftsquelle für einen wichtigen Abschnitt der Entwicklung von Typen eines k. u. k. Offiziershabitus dienen. *Kropatsch, der echte Kavallerist* (1889 als Teil seiner *Schwarzgelben Reitergeschichten* erschienen, aber schon in den 70er Jahren geschrieben) vereinigt in fast idealtypisierender Zuspitzung Züge des österreichischen Offiziers in der sogenannten „Ära der groben Oberste“¹⁰. Im offenen Widerspruch zum stärker auf Bildung und Fleiß setzenden Bürgergeist setzte die Armee nach 1848 verstärkt auf das Kriterium der Treue, Ergebenheit, auf Disziplin und körperlichen Einsatz und verschüttete eher wieder den Zugang zu Wissen und Bildung auch in deren militärisch sedimentierter Form taktisch-strategischen Planungswissens. Wie Allmayer-Beck ausführt, wurde die Armee selbst zu einer Art Vaterland, ging vom jungen Kaiser selbst die Forderung nach unbedingter Disziplin aus, die auf den großen Eindruck zurückzuführen war, den die disziplinierte „italienische“ Armee unter Radetzky (und dessen „Genie“) in ihm hinterlassen hatte: als einziger ordnungsverheißender Kontrast im Angesicht zügellos-anarchischen Aufruhrs. Hier konnte man (was sich spätestens in Königgrätz rächen sollte) keine „Schriftgelehrten“ brauchen, sondern ganze, einsatzbereite, nicht lange fackelnde Männer. Korpsgeist, Tapferkeit, Disziplin, die Nähe zu feudalaristokratischen Kriegerwerten der Ehre beseelten eine Kriegerelite, die weiterhin Instrument der Adelherrschaft blieb und die auch in der Bürokratie ihren zweiten, natürlichen Feind sah. Sowohl der an seinem überspitzten Ehrbegriff scheiternde, von Ferdinand von Saar porträtierte Leutnant Burda als auch der böhmische Oberleutnant Wendelin Kropatsch sind keine Adeligen (nicht einmal Angehörige des viel leichter zu erringenden Militäradels), sondern Menschen bürgerlicher Abkunft, die nach feudalen Werten sozialisiert wurden. Im Falle Kropatschs ist der Münzstock der Prägung das „Trani-Regiment“ bzw. sein ehrgeiziger Oberst, der sich Kropatsch aussucht, um ihn zum perfekten Modell eines Reiters zu gestalten.

8 Wenzl Enis von Atter und Iveagh: Der Ordonnanzhusar Bécseys. In: Unter Habsburg Kriegsbanner. Herausgegeben von Franz Deitl. Bd. 2. Dresden [u. a.]: Pierson 1898, S. 40.

9 Vgl. Johann Heinrich Blumenthal. Carl Freiherr Torresani: Sein Leben und Werk. Wien: Bergland Verlag 1957. (= Österreich-Reihe. 30/31.) S. 39.

10 Allmayer-Beck, *Bewaffnete Macht*, S. 33.



„Bei der Wahl dieses Erzengels hatte er auf alle Eigenschaften gesehen, welche den echten leichten Reiter machen: equestrische Perfektion, körperliche Gewandtheit, raschen Entschluß, Mut bis zur Tollkühnheit, Ehrgeiz bis zur Krankhaftigkeit getrieben. Sein scharfes Auge hatte alle diese Bedingungen an einem entdeckt, der sie bisher so gut verborgen gehalten, daß niemand, vielleicht nicht einmal er selbst, davon eine Ahnung hatte.

Kropatsch, Oberleutnant Wendelin Kropatsch war der Erwählte: ein kleiner unhübscher Mensch mit Stumpfnase, fliehendem Kinn und einem überlangen, brennroten, horizontalen Schnurrbart, welcher das Gesicht unter der Nase scharf in zwei Teile zerschnitt, wie ein riesiger Quarthieb.“¹¹

Er sieht nicht so aus, wie man sich Helden vorstellt, aber in ihm schlummert der „göttliche Funke“, der ihn zu Höherem prädestiniert. Kropatsch ist kein Genie, er muss sich alles hart erarbeiten, er hat katastrophale Manieren („nichts weniger als salonmäßig“), verfügt über kein nennenswertes Wissen und ist alles andere als liebenswürdig.

„Sein Gang, hastig und stoßweise wie der eines Wiesels, seine überschnelle, huschende Art zu reden – die eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit dem Gange aufwies – waren eher geeignet, ihn lächerlich als bemerkenswert zu machen. Und da er außerdem noch ein wenig bissig, ein wenig verbittert, ein wenig mißgünstig war, so ist es begreiflich, daß er nicht zu den beliebten Persönlichkeiten des Offizierskorps gehörte.“ (Torresani, S. 46)

Was Torresani hier von Kropatsch sagt – nämlich, dass es ihm genau an jenen Tugenden fehlte, die sonst durchwegs von habsburgischen Offizieren verlangt wurden (Manieren, Liebenswürdigkeit, „Wissen“) – ist für die Analyse der Typenvielfalt des österreichischen Offiziershabitus sehr bedeutsam. Saars *Leutnant Burda* etwa gibt ein ganz anderes Bild. Das Zentralthema der Novelle ist ja die unselige Neigung Burdas, seine Netze über hochgestellte junge Damen (hoch-)adeliger Herkunft zu werfen, und die dabei entstehende – oder zu Tage tretende – Psychopathologie. Dafür braucht Burda sehr wohl Manieren, soziale Geschicklichkeiten und eine dafür geeignete Bildung. Doch Kropatsch ist ein unsensibler Grobian. Was Torresani hier schildert, ist natürlich mehr als nur die Charaktereigenschaften eines spezifischen Individuums mit ganz persönlichen Merkmalen. Die gibt es in der Novelle natürlich auch – wie schon in der unverwechselbaren Physiognomie Kropatschs sichtbar wird. Die „Grobheit“ des Offizierstypus dieser Zeit – nach Allmayer-Beck typisch für die nachnapoleonische Orientierung der österreichischen Armee, die sich – anders als in Preußen – von der Idee der taktisch-strategischen Schulung wieder verabschiedet hatte, wobei ihr der Erfolg der „italienischen Armee“ unter Radetzky 1848/49 Recht zu geben schien, und mit ihr die starke Betonung von „Disziplin“, auch oder vor allem auf dem Kasernenhof – steht in eigentümlichem Kontrast zu zwei zentralen

11 Carl Freiherr Torresani: Kropatsch, der echte Kavallerist. Ein Charakterbild von anno dazumal. In: Blumenthal, Carl Freiherr Torresani, S. 43–88, hier S. 45. Im Folgenden als Fließtextzitat.

Idealen: erstens, dem der aristokratischen Umgangsformen mit der Idee der Leichtigkeit, Geselligkeit, guten Manieren und „Liebenswürdigkeit“, zweitens, dem des bürgerlichen „Wissens“, das wiederum selbst noch unterteilt werden kann, und zwar in ein eher konsumtives Wissen des guten Geschmacks in Sachen Musik, Theater, „höherer Bildung“ sowie in ein eher professionelles, technisches Expertenwissen, das mit Beruflichkeit einhergeht. Während diese zweite Komponente beim *Leutnant Burda* ebenfalls fehlt (in Saars Novelle erfahren wir zwar einiges über Burdas musische Neigungen, nichts dagegen über seine taktischen Kenntnisse), ist die erste – nämlich das Talent, gefällig und gewandt in (weiblicher) Gesellschaft zu sein – bei diesem äußerst ausgeprägt. Bis hinauf zum Ende der Habsburgischen Armee im Ersten Weltkrieg ist „Liebenswürdigkeit“ ein unverzichtbarer Zug ihrer (Berufs-) Offiziere; so auch in etlichen von Torresanis anderen Erzählungen, wie etwa der Kasernennovelle *Die chemische Analyse*, in der der inspizierende General charmant-leutselig und der Regimentsarzt ein begnadeter Schauspieler und Musiker ist. In dieser Novelle dominiert der habsburgische Typus des Offiziers als eines kleinlichen, schikanösen Vorgesetzten und Bürokraten; etwas, was in Kropatschs Einheit am Vorabend der Schlacht von Custoza 1866 fehlt. Stattdessen kultiviert das Regiment, dem Kropatsch angehört, eine besondere Abart kriegerischen Muts schon in Friedenszeiten („Graf Trani, Prinz beider Sizilien, 13. Ulanenregiment“), nämlich Tollkühnheit auf dem Pferd und rigorose Disziplin. Der Ich-Erzähler wird in dieser Weise von Kropatsch instruiert:

„W'ß, w'ß (weiß!)‘ sagte er, Platz nehmend. ‚Find‘st mich ‚brhaupt selten z‘ Haus. Die viel Wohnung stecken sind sp‘ziell schlechte K‘l‘risten. Tattzache (Tatsache). Stall, R‘tschul, ‚x‘zierplatz g‘hört K‘l‘rist! Streng genommen, sollt‘ neben Pf‘d im Stand schlafen; aber wir sind einmal verweichlichtes Geschlecht, t‘sp‘ktive G‘n‘ration.“ (Torresani, S. 53)

Kropatschs Angewohnheit, ganze Vokale hastig zu verschlucken, gibt der Darstellung den Reiz der ethnographischen Authentizität. Wie nun die „Trani-Schneid“ tatsächlich aussieht, erfährt der Ich-Erzähler (junger Leutnant, frisch beim Regiment und unter Kropatschs Fuchtel gestellt) beim ersten gemeinsamen Ausritt, bei dem ihm Kropatsch seine reiterische Unfähigkeit beweisen will und ihn schon ordentlich beschämt hat:

„Plötzlich wurde ich durch einen schrillen Pfiff, von hoch oben kommend, aus meinen Betrachtungen gerissen. Kropatsch war von meiner Seite verschwunden und ritt zehn Klafter über mir auf der Höhe der Bastion, ruhig und gleichgültig, als wäre er von Anfang an dagewesen.

„Na, was ist denn?“ rief er mir vorwurfsvoll zu. Dabei machte er mit dem Kopf einen Ruck nach links und oben, den ich verstand.

Die Böschung war etwa unter 35 Grad geneigt und mit kurzem, strohfarbendem, glatten Gras bewachsen. Ich sah keine Möglichkeit, da hinaufzukommen. Indessen, es galt mein Renommee im Regiment. Wupp! gab ich meinem Pferd



die Gerte, nahm eine schiefe Linie und galoppierte hinauf. Er schrie mir ermutigend zu: ‚Schneid, Schneid! ... P'r kalte Eisen!‘“ (Torresani, S. 56)

Das Manöver misslingt, der Leutnant stürzt mitsamt seinem Pferd, Bluse zerrissen, Säbel verbogen, aber glücklicherweise ansonsten unverletzt.

Es ist eine ganz eigenartige Variante des Trainings, das Kropatsch hier dem jungen Leutnant angedeihen lässt: Es ist ein systematisches Drillen in eine Richtung – „Mut bis zur Tollkühnheit“ soll erzeugt werden. So ist auch Kropatsch selbst vom Brigadier dazu gebracht worden, täglich seinen Hals zu riskieren. Torresani weiß um die psychische Mechanik, die Menschen dazu bringen kann, permanent über ihre eigenen Angstgrenzen zu gehen: Es ist die Abhängigkeit von Lob und Beifall seitens der Vorgesetzten, vor allem aber der Kameraden:

„Es war für den ehrgeizzerfressenen und – sagen wir es getrost – ungeheuer eitlen kleinen Offizier eine gefahrenreiche, überaus angestrenzte, aber sehr glückliche Zeit. Auch in der glich er den Trapezhelden, daß der Beifall des Publikums ihn für das tägliche Wagnis mehr als entschädigte.

Und wahrlich, an Beifall fehlte es ihm nicht. Bald war er der Held des Regiments und der Brigade geworden. Alle alten Antipathien schwiegen. Wo immer er erschien, begann man gleich zu zischeln und zu flüstern, steckte die Köpfe zusammen, zeigte ihn den neu Eingerückten:

‚Weißt Du, wer der ist? Der *Kropatsch*.‘“ (Torresani, S. 47)

Er trägt hiermit dazu bei, was man den „ritterlichen Geist“ einer Truppe nennen kann; Kropatschs Persönlichkeit ist das Resultat rigoroser Disziplin, die vorwiegend aus Fremdzwang besteht, weniger aus eigener Initiative. Die Trani-Ulanen beherrschten besser als alle anderen das „Leichtreiten, Marschieren im Trab, Rudelformationen“ (Torresani, S. 44); ihre Beweglichkeit, Bravour im Überwinden von Hindernissen und generelle Leistungsfähigkeit machte sie zu einer Elite-Formation mit Vorbildcharakter.

Die Geschichte, die Torresani erzählt, nimmt einen tragischen Verlauf. Kropatschs Ruf ist nicht von Dauer; nach der Versetzung des Regiments in das bunte, glänzende Ambiente der Festungsstadt Verona vergisst man ihn bald, und sein Fall aus der öffentlichen Gunst trifft ihn tief. Ohnehin hat sein Leben außerhalb des Dienstes keine Glanzpunkte aufzuweisen; eine kurze Affäre mit einer nicht besonders aparten „Zirze“ vom Lande beendet er aus dienstlichen Überlegungen (wohl muss er dann Alimente für das dabei entstandene Kind zahlen): „R'g'ment ohne Weiber. Ledige Offiziere, ganze Offiziere. Z'libat unschätzbbarer Vorteil für Mobilität, k'l'ristische Schneid und Waghalsigkeit“. (Torresani, S. 69)

Diese Äußerung stammt vom Brigadier, und Kropatsch schwört einen Eid darauf, ledig zu bleiben.

So bleibt der „echte Kavallerist“ in jeder Hinsicht von der Meinung seiner Regimentskameraden abhängig, bis er wenige Tage vor der Schlacht bei Custozza (1866) – die übrigens für Habsburg siegreich verlief – in der aufgeheizten, allgemeinen Jubelstimmung, von viel Alkohol unterstützt, ein letztes Mal um ihre Anerkennung durch die Ankündigung einer selbstmörderischen Bravourtat ringt:

„M'ne Herr'n! Sp'rtanische Mütter g'sagt: mit'm Schild oder auf'm Schild. Ich aber sag': durchs K'ree, 'd'r ins K'ree. R'sp'ktive mit anderen Worten: *sprengen oder springen!* – M'ne Herr'n! Der Kropatsch kehrt nicht um, W'rt d'rauf. Sieg oder Tod! Darauf leer' ich mein Glas.“

„Hoch! Hoch! Hoooh!“ hallte es betäubend durch den Raum. Die Gläser flogen an die Wand und zersprangen klirrend in Scherben. Kropatsch wurde umringt, umarmt und gefeiert. Es war ein Triumph für ihn – wieder einer nach langer Zeit. Tiefste innere Befriedigung strahlte aus seinen Zügen. „Er hat soeben sein eigenes Urteil gesprochen“, flüsterte mir ein älterer Rittmeister ins Ohr. Und ich hatte die Überzeugung, daß er die Wahrheit sagte.“ (Torresani, S. 77–78)

Es gibt hier eine merkwürdige Parallele zu Saars *Leutnant Burda*. Dessen letzte, fatale Ranganmaßung, der von Seiten der (meist adligen) Kavallerieoffiziere derber Spott entgegengebracht wird, führt ebenfalls zu einem selbstmörderischen Akt, nämlich zum tödlichen Duell. Dort ist es Burda, der in seinem Wahn den Kommandierenden fordern möchte und sich stattdessen – stellvertretend – mit dem reckenhaften, neureichen Spieler und Raufbold Schorff anlegt. Es ist eine Don Quichoterie, aber sein Mut imponiert den Kameraden:

„Dies [Anm.: den Ausgang, den ein Duell mit Säbeln nehmen mochte] erwog man jetzt auch im Regiment, wo selbst die üble Stimmung gegen Burda plötzlich in rege Teilnahme umgeschlagen war. Sein mannhaftes Auftreten gegen die Kavalleristen, das eine Art gemeinsamen Stolzes wachrief, imponierte den meisten, und es fehlte nicht an Zeichen der Anerkennung, die Burda mit ernster Zurückhaltung entgegennahm.“¹²

Burdas Mut, dieses für ihn so gefährliche Duell anzustreben, wirft auch ein Schlaglicht auf den „feudalen“ Elan der Armee als ganzen: Die Offiziere begrüßen kriegerrische Aussichten (kurz vor dem Krimkrieg) „mit begeistertem Jubel“ (Saar, S. 38), was in eigentümlichem Kontrast zur Unentschiedenheit und Entschluslosigkeit der Regierung (Saar, S. 47) steht. Burda provoziert jene Grußszene, in der sich die Geringschätzung des Rabauken Schorff wie seiner adeligen Mitstreiter und -trinker zeigt, wobei er eigentlich auf den Adel zielt und den Parvenü (der ihn dann umbringen wird) bloß in Kauf nimmt. Burda stirbt und die Gruppenmeinung kehrt sich nun gegen Schorff, der nur dank schäbigster Protektion einer ehrengerichtlichen Untersuchung entgehen kann. Burda aber, den der Wunsch nach Verbindung mit einer Prinzessin aus einem glanzvollen Haus ins Unglück und den Wahn gestürzt

¹² Ferdinand von Saar: *Leutnant Burda*. In: Ferdinand von Saar: *Novellen aus Österreich*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Karl Wagner. Bd. 2. Wien; München: Deuticke 1998, S. 61. Im Folgenden als Fließtextzitat.



hat, der erniedrigt und gedemütigt wurde, wird durch seinen Tod der Lächerlichkeit entrückt.

Ganz ähnlich ergeht es nun Kropatsch, der sich zu einem lebensgefährlichen Manöver hat hinreißen lassen. Kropatsch weiß das, macht sein Testament (das Belobungsschreiben seines Brigadiers vermacht er dem Regiment, falls es dieses einrahmt und zu seinem Andenken in Ehren hält), fordert noch vor der Schlacht in etwas kindischer Manier einen baumlangen Italiener heraus und stirbt bei der Feuertaufe seines glänzenden, ruhmreichen Regiments auf die angesagte Art und Weise. So lächerlich seine Motive waren, so absurd und komisch der ganze Charakter, so stolz und ruhig geht er in den Tod:

„Ein Zungenschlag, ein Schenkeldruck. In prachtvoller Sprungkurve setzt das Pferd über die vorderen Bajonettreihen, senkt sich mit der Wucht seiner sechs Zentner nieder, mitten hinein in die feindliche Phalanx, um sofort zusammenzubrechen, durchbohrt von fünfzig Yatagans.“ (Torresani, S. 86)

Der ritterliche Feind will ihn, voll Bewunderung für die Kühnheit, noch schonen, doch Kropatsch feuert seinen Revolver ab und bedarf keiner Schonung mehr. In der von Blumenthal edierten Ausgabe ist vermerkt, dass „Kropatsch“ für den Rittmeister Ernst Kasperlik von Teschenfeld steht, der dafür post mortem das Militärverdienstkreuz erhielt.

Inwieweit beschreibt hier nun Torresani tatsächlich eine Variante des habsburgischen Offiziershabitus? Ist diese Beschreibung für etwas „Typisches“ auch tatsächlich „gültig“? Allmayer-Beck war der Meinung, dass „Kropatsch“ auch ein brauchbares Porträt des Chefs der italienischen Armee und glücklosen Feldherrn von Königgrätz, Benedek, darstellt. Auch für diesen sei sein persönlicher Mut außer Frage gestanden; sein Erfolg bei der Niederschlagung des polnischen Aufstands in Krakau 1846 sei aber mehr seinem Draufgängertum vom Sattel aus und nicht seinem taktischen Geschick zuzuschreiben gewesen. Sein Anteil an der Niederlage von Königgrätz ist bis heute umstritten; für einige war er Opfer des überholten, eigenmächtig agierenden Adelsregiments in der Armee, dem er als „Quasi-Bürgerlicher“ (in Wirklichkeit war er von ungarischem Landadel) nicht gewachsen war; für andere, unter anderem Allmayer-Beck selbst, war er dem taktischen Genie Moltkes nicht gewachsen und büßte durch Mangel an strategischer Kühnheit jene Vorteile ein, die ihm ein entschlossenerer Aufmarsch in Böhmen beschert haben könnte. Das Auseinanderfallen von praktisch-kämpferischer, spontaner und strategisch-taktischer Kühnheit könnte jedenfalls sowohl bei Magenta und Solferino als auch bei Königgrätz ein tragischer Zug österreichischer Armeen gewesen sein. Freilich waren diese Niederlagen auch ein Ergebnis waffentechnischer Unterlegenheit. Felberbauer¹³ hat die unterschiedliche Reichweite und Feuerkraft österreichischer, französischer und preußischer

13 Franz Felberbauer: Solferino und seine Folgen – Sadowa und Sedan. Eine Untersuchung der Waffenwirkung im Feldzug von 1859 und deren Auswirkung auf die weitere Waffenentwicklung. In: Österreichische Militärische Zeitschrift 47 (2009), H. 3, S. 293–304.

Gewehre und Kanonen verglichen; er hat jedoch auch festgehalten, dass daraus die habsburgische Artillerie richtige, die Infanterie katastrophal falsche Schlussfolgerungen gezogen hat, nämlich die Hinwendung zum Unterlaufen des Feuers des Hinterladers und zur reinen, suizidalen Bajonettattacke. Wie nun eine solche praktische Form von Tapferkeit als – angezüchteter, antrainierter – Habitus aussieht, das kann man jedenfalls dieser Novelle bestens entnehmen; was man weniger gut abschätzen kann, ist die Häufigkeit des Vorkommens einer solchen Haltung. Torresani liefert allerdings eine detaillierte Schilderung der institutionellen Praktiken bei der „Abrichtung“ zur Trani-Schneid mit einer Fülle heute unverstänlich gewordener Ausdrücke (Blumenthals kurze Biographie von Torresanis soldatischer Ausbildung belegt über jeden Zweifel hinaus, dass und wie sehr er mit diesen Praktiken aus ureigenster Anschauung vertraut war): Er imitiert die Redeweise des Schwaben Edelsheim-Gyulai, er schildert die farbenprächtigen Uniformen, bis zur „Konfederatka“, einer Mütze mit Adlerfeder, gibt vergessene Redensarten wieder, weiß alles über Pferde und die kavalleristische Ausrüstung und liefert so einen dicht gewebenen Teppich von Informationen über die materielle wie ideelle Struktur der Trani-Kavallerie-Kultur. Sie ist aristokratisch geprägt, wird aber wachsend von Menschen bürgerlichen oder militäradeligen Ursprungs, fern von hohem Adel, übernommen – zumindest in der Kavallerie. Aber inwiefern beschreibt Torresani einen „Habitus“? Nun, er tut dies in zweifacher Hinsicht. Das, was die „Trani-Schneid“ ausmacht, wird den Kavalleristen zur „zweiten Natur“, d. h., es geht ihnen in Fleisch und Blut über. Entscheidend ist hier nicht der spektakuläre Heldentod des ansonsten wenig heldischen Kropatsch (obwohl die Grundlage eine wahre Geschichte darstellt, ist die dramaturgische Absicht, eine berührende und spannende Geschichte zu erzählen, mit der Folge der Überzeichnung ihres tragischen Charakters behaftet), sondern das, was Torresani über das komplexe Wechselspiel von institutionellem, disziplinärem Fremdzwang und den ambivalenten, von Gruppennormen definierten Emotionen der so geschulten Offiziere sagt – auch ohne dass wir uns an Extrembeispielen orientieren müssen. Es wird genug von der Strahlkraft von Tapferkeitsnormen allein durch die Spiegelung ihrer Einschätzung bei den Kameraden, den Mitgliedern von Kropatschs Bezugsgruppe sichtbar. Realistisch wirkt hier gerade Torresanis wenig dem Pathos verfallende, nüchterne Darstellung der Angewiesenheit Kropatschs auf die Anerkennung seiner „peers“: Er ist von Gefühlen der Minderwertigkeit beherrscht, wie auch Saars *Leutnant Burda*, und darum sucht er sich auf suizidale Weise hervorzutun. Wir fragen uns angesichts der furchtbaren Metzerei auf den vielen Schlachtfeldern des 20. Jahrhunderts oft, wie es möglich war, dass Soldaten hier mitmachten und leichtfertig ihr Leben in die Schanze warfen. Torresanis Erklärung ist so nüchtern wie realistisch: Kropatschs innere Natur, sein ganzes Sehnen führten ihn in diese Richtung; mangels Alternativen für sein Selbstwertgefühl. So wird es verständlich, dass die Österreicher bei Königgrätz das heroische Opfer der „Batterie der Toten“ erbrachten, mehrmals sinnlos gegen die preußischen Hinterlader auf die Höhen von Chlum stürmten und dass ihr Stolz, die ruhmreiche Kavallerie, bis zum bitteren Ende den Rückzug der Hauptarmee heroisch und verlustreich deckte. Es



war befohlen worden, jawohl; aber ohne eine entsprechende Disposition, diesen Befehlen zu folgen, hätte sich diese selbstmörderische Tapferkeit nicht entwickelt. Dass sie nicht weit von Dummheit entfernt war, sagt Torresani nicht, aber wir Heutigen sehen sie auch so.

3. Das patrimonialbürokratische Element des österreichischen Offiziershabitus bei Torresani

Eine ganz andere Facette des österreichischen Offiziershabitus wird in einer weiteren Novelle Torresanis sichtbar. Sie hat wenig mit dem Heldentum im Krieg zu tun und viel mit der Bürokratie und dem Kasernenleben im Frieden. In der Erzählung *Die chemische Analyse* geht es um die ritualistisch-beschränkte Auslegung von dienstlicher Autorität durch ehrgeizig-unterwürfige Offiziere, um die bescheidenen Freuden dieser Offiziere (stationiert in der Haupt- und Residenzstadt Wien) im Dienst und außer Dienst und um das Verhältnis der Offiziere zu den Mannschaften. Torresani erzählt seine Geschichte – in der schließlich der subalterne Charakter eines stellvertretenden Kasernenkommandanten, der seine Leute aus falscher Beflissenheit auf lächerlich-erniedrigende Weise schikaniert, durch heiter-freche Untergebene entlarvt und zu Fall gebracht wird, auf ebenso heitere Art und Weise und mit viel Witz und subtiler Milieukennntnis.

Der wenig dämonische „Schurke“ dieser Geschichte ist ein Major von bescheidenem Adel:

„Der Major hieß Ritter vom [!] Mumpf, Felix Ritter von Mumpf, zu dienen. Er befand sich damals in jenen Jahren, welche Schmeichler die besten zu nennen pflegen, hatte blondes, dünnes Haar, einen blonden Schnurr- und Backenbart, eine weinerliche Art zu reden, und eine Haltung, als ob er vom Morgen bis zum Abend unter einer erdrückenden Last zu seufzen hätte und seines Lebens nie recht froh werden könnte. Das kam, weil er gerne Oberstlieutenant geworden wäre und in der steten Angst lebte, vorher noch den blauen Bogen zu bekommen. Hatte er doch schon manche Schnitzer begangen, die sich die Vorgesetzten, wie er wußte, gut hinters Ohr geschrieben hatten, und lagen doch zwischen ihm und dem Avancement noch zwei entsetzliche Brucker Lager, eine Unzahl von Visitirungen und Inspizirungen, und zwei Beschreibungen mittels Qualificationsliste: Hindernisse, deren jedes einzelne ihm wie ein Unüberwindliches erschien.“¹⁴

Diese Charakterisierung erhellt schon ein wenig die Eigenart der riesigen bürokratischen Maschine, die die k. u. k. Armee eben auch war, mit den entsprechenden Folgen für die Gestaltung des österreichischen Offiziershabitus. Obwohl Torresani in seiner „Vorrede zur ersten Auflage“ bestritt, dass seine Protagonisten tatsächlich Rückschlüsse auf etwaige, von der reichsdeutschen Presse genüsslich als solche apo-

14 Carl Baron Torresani: *Die chemische Analyse*. In: Carl Baron Torresani: *Schwarzgelbe Reitergeschichten*. 5., durchges. Aufl. Dresden: Pierson 1906, S. 1–60; hier S. 5–6. Im Folgenden als Fließtextzitat.

strophierten „österreichischen Zustände“ zu ziehen erlaubten, kann man praktisch sicher sein, dass dies tatsächlich der Fall war. Blumenthal merkt an, dass er schon vorher Schwierigkeiten mit den Militärbehörden gehabt hatte. Torresani wörtlich:

„Indem er mit Vergnügen zugiebt, daß die patriotischen warmen Worte, die er hier und da einzustreuen Gelegenheit gehabt, ihm aus vollem Herzen gekommen sind, muß er für seine handelnden Personen, insbesondere diejenigen, welche mit burlesken Rollen bedacht sind, die Ehre ablehnen, Photographien nach dem Leben, Repräsentanten wirklich vorkommender k.u.k. Offizierstypen zu sein.“ (Torresani, Chemische Analyse, Vorrede)

Torresani versteckt sich hinter dem Humor, den er bloß mit seinen Geschichten beabsichtigt habe; aber etliche andere Quellen bestätigen das Typische an dem Bild, das er hier von Major Mumpf zeichnet:

„Er hatte wenig Selbstvertrauen und wußte warum; denn obwohl ein guter Dienstmann, war er ein schlechter Taktiker, ohne jeden Begriff vom ‚Höheren‘, und benahm sich immer wie ein Fisch im Sande, sobald das Regiment aus der geschlossenen Formation auf der Schmelz zu irgend einer felddienstlichen Übung überging. [...]

Er hatte Ehrgeiz, der Major Mumpf; und deshalb war sein ganzes Sinnen und Trachten danach gerichtet, denjenigen, von denen die Befriedigung dieses Ehrgeizes abhing, recht gefällig zu sein. Nie hat es einen dienstfertigeren Untergebenen gegeben. Er war ganz guter Wille, vom Kopf bis zu den Zehen.“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 6)

In der Geschichte, die Torresani hier erzählt, ist der Major dem vermeintlichen Willen des inspizierenden Generals in einer Weise ergeben, dass sowohl Mannschaft wie Offizierskader der Josefstädter Kaserne wochenlang auf das kleinlichste und lächerlichste schikaniert werden: Der hohe Herr, dekoriertes Kriegsheld und von einem weit unbefangeneren und kraftvolleren Charakter, äußert nebenbei – nach äußerst wohlwollendem und leutseligem Auftreten – auf Anfrage des Majors einen einzigen Mangel:

„Richtig, richtig, sagte Excellenz; - ‚die Reinlichkeit könnt‘ wohl etwas besser sein. Die Spuckerei auf den Gängen ist nicht sehr appetitlich; und daß es nach Vanille riecht in den Mannschaftstrakten, kann man auch nicht behaupten. [...]“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 20)

Dies nützt der submissive Major zu einer mehrwöchigen Reinlichkeitsorgie, in der er alle bis aufs peinlichste schurigelt. Denn dies entspricht seinem Habitus:

„Jeden dienstlichen oder undienstlichen Wunsch eines Höheren führte er mit einer ungeheuren Begeisterung aus und wusste ihn bis in alle möglichen und unmöglichen Konsequenzen auszuarbeiten. Darin war er wirklich – groß. Dagegen wußte er sich nach unten nicht groß zu machen. Er war – um unseren Armee-Jargon anzuwenden – ein ausgesprochener *Raunzer*, von falscher Bon-



homie und tückisch-sanftem Wesen, der mit weinerlicher Stimme nie Befehle, sondern immer nur Wünsche ausdrückte: Lieber N., seien Sie so gut! ... oder: Lieber N., es wäre nicht schlecht, wenn ... usw.“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 6–7)

Gerade diese Beobachtung ist sehr interessant, da sie darauf hinweist, dass ein submissiv-autoritärer Charakter nicht automatisch immer in das „Radfahrer-Modell“ (nach oben buckeln, nach unten treten; vgl. Heinrich Manns klassische Beschreibung und Adornos gleich klassische Interpretation) eingepasst werden kann; er kann auch über soviel Affektkontrolle verfügen, dass er seine Dominanz weder ostentativ auslebt noch sich dieses Bedürfnis überhaupt eingesteht. Trotzdem setzt sich der Major oft durch:

„– Dabei aber saß er Einem so lange auf den Hacken, nörgelte, ‚penzte‘ und weinte Einem so lange vor, bis das, was er gewollt, aus- und durchgeführt war. Nie benahm er sich gegen Irgendwen unfreundlich; aber er lag Allen im Magen, und wenn er mit seinem sanften Lächeln am einen Ende des Ganges erschien, drückte man sich am andern Ende hinaus. Seine Hartnäckigkeit war unglaublich; er konnte Einem dieselbe Sache fünfzigmal wiederholen, und beim fünfzigsten Mal war der Ton nicht erregter, als beim ersten. Aber dann ging er still nach Hause, zog seinen Tintenstift und machte Einem einen schwarzen Strich unter den Namen. Und den schwarzen Strich hätten sämtliche Radirgummi’s von Theyer und Hardtmuth nicht weggekriegt, bis er seine Wirkung in der nächsten Qualificationsliste geübt.“ (Torresani, Chemische Analyse, S. 7)

Was Torresani hier hinzeichnet, ist das Porträt eines bürokratischen Habitus, eines Habitus, in dem scheinbar auf nahezu affektneutrale Weise bürokratische Macht ausgeübt wird und das Ausleben starker Affekte der Dominanz von automatischen oder bewussten Selbstzwängen verunmöglicht wird. Selbstverständlich kann man nicht die relative Häufigkeit eines solchen Typus in der habsburgischen Armee abschätzen; es ist wahrscheinlich, dass er auch in anderen Armeen zumindest gelegentlich auftaucht. Aber man kann die Beschreibung Torresanis mit solchen aus anderen fiktionalen und auch mit nicht-fiktionalen Quellen vergleichen und damit eine Glaubwürdigkeitsabschätzung für sein Vorkommen und seine Gewichtigkeit vornehmen. So hat z. B. Rauchensteiner (1994) etliche Belege präsentiert, die eine gewisse bürokratische Unselbständigkeit und Entscheidungsscheu bei habsburgischen Offizieren des Ersten Weltkriegs deutlich machen, z. B. nach der misslungenen Herbstoffensive bei Luck 1915:

„Was sich hier offenbarte, war aber ein Dilemma der österreichisch-ungarischen Führung, und insbesondere war es ein Dilemma ihrer Führer. Die Armeekommandanten und eine ganze Reihe von Korpskommandanten waren tatsächlich nicht in der Lage, eine selbständige operative Führung unter Beweis zu stellen. Sie zeigten einen Dilettantismus, der in der österreichischen Literatur nach dem Krieg meistens schamvoll verschwiegen wurde.“

Es ist aber fast unbillig, Einzelpersonen herauszugreifen und sie zu kritisieren. Denn es waren ja nicht einzelne! Beginnend mit dem Armeeoberkommando und sich fortsetzend über die Armeekommandanten, die Korpskommandanten bis zu den Divisionären war immer wieder festzustellen, daß die Generalität häufig nicht entsprach, zu wenig Initiative entwickelte, gelegentlich nicht befehlstreu war und vor allem weder zu überzeugen noch zu begeistern vermochte. Auch dabei kann nicht einfach von Versagen gesprochen werden, denn die Gründe dafür lagen teilweise wohl tiefer.¹⁵

In lebhaftem Kontrast zur Servilität und Submissivität des Majors Mumpf steht in Torresanis Novelle das ungezwungene Verhalten des inspizierenden, unangemeldeten Generals, der in der Kaserne eine gemütlich-entspannte, äußerst dienstferne Idylle antrifft.

„Der Commandirende, beide Hände in die Hüften gestemmt, wiegte sich, die Scene betrachtend, mit durchgebogenem Rücken und vorgestrecktem Bauch auf den Fußspitzen auf und ab. Hinter ihm stand der Personaladjutant, mit einem Gesicht, welches bis dato noch keinerlei Empfindung ausdrückte; denn er konnte noch nicht wissen, wie Se. Exzellenz die Sache aufnehmen würde, und mußte seine Muskeln auf dem todten Punkte halten, um sie dann rechts oder links, auf oder ab bewegen zu können, je nachdem es sich als angezeigt erweisen würde. Eine, zwei Minuten peinlicher Stille folgten; dann brach der Gewaltige los:

„Wer hat Inspection! Weer! Woos ist der Wurm, daß ich ihn zertreten kann!‘ – Mehr todt als lebendig meldete sich Forchenwald. ‚So, so, so! – Pütz! notiren Sie den Namen! ... Herr! Sie werden das Weitere hören! Ich werd’ ein Exempel statuieren; ein *Exempel*, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll! Sie werden glauben, die große Bummerin brummt um Ihre Ohren! – Ist das eine Adjustirung? ... Eine *dienstliche* Adjustirung? ... Kein Krawatel, keine Hauben, keinen Säbel ... die Brust weit offen, daß man glauben möcht’, es ist die Geistinger in der schönen Helen!’ ... Und was ist das für ein decorumswidriges Hemmed?“
(Torresani, Chemische Analyse, S. 14–15)

Dieses Zitat zeigt zweierlei: erstens die dominante Unbefangenheit des Kommandierenden, die – man ahnt es schon bei seiner Wahl von heiter-kraftvollen Metaphern – demnächst ins Joviale, Leutselige umschwenken wird; zweitens die angespannte, auf jeden Wink des Vorgesetzten lauernde Körperhaltung des Subalternen, dessen Gesichtsausdruck nichts verraten darf, was eine beträchtliche Leistung der Affektzügelung darstellt und, wenn oft oder sehr oft nötig, ebenfalls einen identifizierbaren psychischen bzw. sozialen Habitus ausdrückt. Psychische Prozesse (eine solide Portion Angst, gepaart mit Aufmerksamkeit und Erregung) entsprechen körperlich-somatischen bzw. deren beschreib- und sichtbarem Ausdruck sowie einem

15 Manfred Rauchensteiner: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg. 2. Aufl. Graz; Wien; Köln: Styria 1994, S. 290.



spezifischen Verhalten (die drei Aspekte jeder Emotion¹⁶). Die Dominanz des einen entspricht der gespannten Unterwerfungsbereitschaft des anderen. Jedenfalls hat der General keine Probleme (ob auch nicht auf dem Schlachtfeld, können wir nur vermuten), der Situation jederzeit seinen höchstpersönlichen Stempel aufzudrücken.

Nachdem nun dieser ganz vergnügt und zufrieden seine Inspektion beendet hatte, ohne jemandem auch nur ein Haar zu krümmen, schreitet der servile Major zu erheblichen Gehässigkeiten:

„Major Mumpf befahl noch mit milder Stimme, den Trompeter von der Thorwache auf acht Tage einzusperrern, mit Verschärfung durch reglementmäßigen Dunkelarrest und Entziehung des Rauchtabaks, und stieg dann nachdenklich, aber nicht weniger vergnügt als Se. Excellenz, über die Hauptstiege seinem Quartier zu.“ (Torresani, *Chemische Analyse*, S. 21)

Wir gewinnen also aus Torresanis Novellen drei deutlich unterscheidbare Varianten eines habsburgischen Offiziershabitus. Der erste ist das Resultat der Abrichtung zu spätfeudaler Tollkühnheit (typisch für die stark aristokratisch dominierte Kavallerie), gepaart mit taktisch-strategischer Unbedarftheit; der zweite zeigt sich in bürokratischem, ängstlichem Autoritarismus von entscheidungsscheuen Subalternen; der dritte, in der Person des Generals, in aristokratischer Leutseligkeit und selbstverständlicher Dominanz. In der Person des Regimentsarztes und des diensthabenden Offiziers Forchenwald begegnen wir ebenfalls bekannten Typen – notorischen Schürzenjägern mit musischen Neigungen und einem Faible für die gute Gesellschaft (wie auch in der Novelle von Saar).

Dieser Habitus mit seiner Typenvielfalt lässt sich hier einmal für die Armee von etwa 1850 bis 1880 (zweiter bosnischer Feldzug) festhalten. Die folgenden Überlegungen befassen sich nun, fiktionale und nichtfiktionale Quellen streifend, mit seiner weiteren Entwicklung bis zum großen Krieg.

4. Literarische Beispiele für die weitere Entwicklung des habsburgischen Militärhabitus

Nach 1868 veränderte sich die habsburgische Armee von einer dynastischen Berufsarmee von lang dienenden, kaisertreuen Offizieren Schritt für Schritt in das Vielvölkerheer eines sich demokratisierenden multiethnischen Doppelstaates auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht und der Ausbildung von nichtdauerhaft dienenden Reservisten. Militärhistoriker (Allmayer-Beck, Deák, Rothenberg) haben diesen Prozess eingehend beschrieben; zugleich war dieser auch einer der Technisierung, Industrialisierung und Professionalisierung in Sachen Taktik und strategischer Ausrichtung. Man kann aus Selbstzeugnissen von Offizieren der habsburgischen Armee einen guten Eindruck von dieser Verschiebung gewinnen, die

16 Vgl. Norbert Elias: *Human Beings and their Emotions*. In: *Theory, Culture and Society* (1987), Nr. 4, S. 339–361.

zugleich auch einen strukturellen Konflikt zwischen den älteren, feudalaristokratischen Kriegermodellen und den bürgerlich-technischen, nüchterneren, auf Fleiß und technischem Wissen basierenden neueren Offizierstugenden mit sich brachte. Das bedeutete natürlich auch Konflikte zwischen den jeweiligen Gruppen selbst; in den Erinnerungen von Paul Schinnerer etwa, eines bürgerlichen Staboffiziers, war das der ewige Streit zwischen leichtsinnigen, aristokratisch geprägten Salonoffizieren ohne viel Sachkenntnis und mit viel Pomp und Selbstüberschätzung und den (weniger zahlreichen) nüchtern-pessimistischen und hart arbeitenden Offizieren seines eigenen Schlages. Schinnerer gehörte zu jenen, die sich 1914 keine Illusionen über die Chancen der k. u. k. Armee machten, den Russen standzuhalten.

In den literarischen Dokumenten über diese Zeit, die allerdings großteils nach der Niederlage verfasst wurden, finden wir eine deutliche Widerspiegelung dieser Konstellation, mit Akzenten, die mit dem Standort des jeweiligen Autors koinzidieren. Vier dieser Artikulationen seien hier ausgewählt: Joseph Roths Roman *Radetzky-marsch*, der melancholische Abgesang auf die Donaumonarchie, konzentriert im Schicksal des resignativ-schwachen Enkels eines Kriegshelden von 1859 (Schlacht von Solferino); Arthur Schnitzlers berühmte Novelle vom *Leutnant Gustl*, der als Sklave eines atavistisch gewordenen Ehrenkodex erscheint; Rudolf von Eichthals Roman *Der grüne Federbusch*, der das Garnisonsleben in Czernowitz um 1900 aus der Perspektive eines Österreich-Patrioten und Habsburg-Legitimisten schildert; und Alexander Lernet-Holenias *Standarte*, der Roman, der der Verzweiflung über das ruhmlose Scheitern der einstmals prächtigen klangvollen Regimenter in der Meuterei seiner großteils slawischen Soldaten im Spätherbst 1918 Ausdruck gibt.

Roths *Radetzky-marsch* gibt ein gutes Bild von allen drei bisher besprochenen Formen des österreichischen Offiziershabitus. Die gutmütig-patrimoniale Autorität des Generals bei Torresani taucht wieder in der Figur des Obersten Kovacs auf:

„Carl Joseph blieb mit sanftem Klirren vor dem Obersten stehn. ‚Servus!‘ sagte der Oberst, ohne von den Dominosteinen aufzusetzen. Er war ein gemütlicher Mann, der Oberst Kovacs. Seit Jahren hatte er sich eine väterliche Haltung angewöhnt. Und nur einmal im Monat geriet er in einen künstlichen Zorn, vor dem er selbst mehr Angst hatte als das Regiment. Er schrie, daß die Wände der Kaserne und die alten Bäume rings um die Wasserwiese bebten. [...] Ja, man kannte ihn, den Obersten Kovacs, das gute Tier! Man konnte sich auf die Regelmäßigkeit seiner Zornausbrüche verlassen wie auf die Wiederkehr der Mondphasen. Rittmeister Taittinger, der sich schon zweimal hatte transferieren lassen und der eine genaue Kenntnis von Vorgesetzten besaß, bezeugte jedermann unermüdlich, daß es in der gesamten Armee keinen harmloseren Regimentskommandanten gebe.“¹⁷

Keiner der von Roth skizzierten Typen wirkt besonders martialisch, aber dennoch ist es ausgerechnet der bürgerliche, jüdische Regimentsarzt Dr. Demant, der den

¹⁷ Joseph Roth: *Radetzky-marsch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1957. (= rororo. 222.) S. 51. Im Folgenden als Fließtextzitat.



Grafen Tattenbach zum Duell fordert und mit ihm gemeinsam – zur Überraschung aller – in den Tod geht. Roth macht den stillschweigend generell akzeptierten feudalen Ehrenkanon nur in seiner von Demant apostrophierten Überlebtheit deutlich:

„Auf einen leichten Tod!“ erwiderte der Regimentsarzt und leerte das Glas, während Carl Joseph den Schnaps wieder auf den Tisch stellte.

„Dieser Tod ist unsinnig!“ sagte der Doktor weiter. „So unsinnig, wie mein Leben gewesen ist.“ (Roth, S. 77)

Der Krieg beginnt für Carl Joseph, realistisch genug, in Galizien mit Verwirrung, Rückzügen, aus paranoiden Ängsten resultierenden Spitzexekutionen und er endet schnell in seinem ungewollt heroischen Tod beim Wasserholen für seine Männer. Feudale Denkungsart wird von Roth einerseits bewundert, andererseits aber auch nach dem bürgerlich-pazifistischen Kodex als atavistisch dargestellt.

Das Element der Bewunderung fehlt gänzlich in Schnitzlers Novelle *Leutnant Gustl*¹⁸. Dessen höchst verletzte Ehre wird von einem kräftigen Zivilisten verletzt; in seinem inneren Monolog reflektiert der junge Leutnant angstgepeitscht, ob und wie der inkriminierende Sachverhalt vor seiner Bezugsgruppe von Offizierskameraden rufbar werden kann, worauf ihm nur der ehrenhafte Selbstmord als letzte Option offenstünde. Das Gespenst weicht, aber die psychische Dynamik der massiven Schamangst wird von Schnitzler gnadenlos enthüllt. Auch hier ist die Kontrastfolie, die Schnitzler einen solchen Ehrbegriff als unsinnig erscheinen ließ, die Vorstellungswelt eines friedlichen Berufsbürgertums, in der Reputation eher durch Fleiß und Wissen erworben wird als durch physische Tapferkeit. Freilich steht die k. u. k. Armee mit diesem spätfeudalen Ehrenkanon und dem ihm korrespondierenden Habitus in Europa nicht allein da; mit Ausnahme des früher vermarktlichten und monetarisierten England teilen ihn bis 1918 die meisten europäischen Länder.

Während man nicht genau wissen kann, woher der bürgerliche Arzt Schnitzler seine intime Kenntnis der Soldaten-Psyche hernahm (Freud achtete ihn bekanntlich als sein literarisches Alter Ego), ist dies bei Rudolf von Eichthal, dem Verfasser etlicher Romane über die altösterreichische Armee, um einiges klarer: Er war selbst noch dekoriertes Offizier im Weltkrieg und kannte das System der habsburgischen Armee aus eigener Erfahrung gut genug. Obwohl der Roman *Der grüne Federbusch* etliche Jahrzehnte (Erscheinungsjahr: 1979) nach dem Ersten Weltkrieg geschrieben wurde, ist die Zeit- und Detailtreue der Schilderung der Bukowina um 1900 hoch einzuschätzen. Das gilt für die penibel wiedergegebenen altösterreichischen Ausdrücke und Redensarten, für die institutionellen Kenntnisse von der Armee und für die Darstellung der kleinen, aber buntscheckigen, multiethnischen wie multireligiösen Gesellschaft von Czernowitz. Weniger trauen kann und soll man der Tausendsassa-Natur des Romanhelden, Infanterieoberleutnant Spielvogel, die so weit ins Günstige ausgestaltet ist, dass sie keine Glaubwürdigkeit mehr beanspruchen darf. Aber jen-

18 Arthur Schnitzler: *Lieutenant Gustl*. 11. Auflage. Berlin: Fischer 1906.

seits dieser Idealisierung der Hauptfigur (die dem Leser von Kriminalromanen etwa von Raymond Chandler und vielen anderen nicht unbekannt sein wird – auch die Idealisierung des „hard-boiled detective“ behindert nicht die realistische Interpretation vieler Milieubeobachtungen) kann man in zahlreichen Beispielen Formen des österreichischen Offiziershabitus erkennen. Vor allem zu nennen wäre das kritisch gewordene Verhältnis zwischen dem alten, aristokratisch gefärbten Schlendrian und dem neuen Typus des von Sach- und Fachkenntnis geprägten bürgerlichen Offiziers, personifiziert in Spielvogel, dem „Brigadevogel“, d. h. des den Brigadegeneral unterstützenden Stabsoffiziers, über dessen Funktion Eichthal Torresani zitiert: „hohes Ansehen bei kleiner Verantwortlichkeit, viel Ehre bei wenig Arbeit, besonders wenn der Brigadier kein Streber, sondern ein ruhiger, gemütlicher Herr ist.“¹⁹

Zwischen Oberleutnant Spielvogel und den hohen Herren vom Lemberger Korpskommando entwickelt sich eine Machtprobe, weil jener die österreichische Aufstellung zum Korpsalarm im Kriegsfall mit Rußland durch gründliche Sachkenntnis in Frage stellt. Er findet die Aufstellung gleich an der Grenze falsch, weil sie nicht zu verteidigen sei, und schlägt eine weiter hinten gelegene Linie vor.

„Zwei Tage lang schloß er sich in sein Dienstzimmer ein, zirkelte, schrieb, malte, zeichnete; zwei Tage lang blieb er für die Welt unsichtbar und ließ sich sogar das Essen aus der Offiziersmesse holen, um nicht in der Arbeit gestört zu sein. Am dritten Tag erschien er mit dem fertigen Antrag in sauberer Reinschrift, mit tadellos gezeichneten Karten und Plänen belegt.“ (Eichthal, S. 54)

Sein Vorgesetzter erkennt den Wert der Arbeit und befürwortet den Antrag. Aber dem ist in der Folge kein günstiges Schicksal beschieden:

„Noch am selben Tag legte der Generalstabschef die Sache dem Kommandierenden General Grafen Stackelberg vor. Dieser, ein sehr alter Herr, Kavallerist, Hocharistokrat, bei dem der Mensch erst beim Baron anfangt und der alles, was nicht Hochadel und Kavallerist war, abgrundtief verachtete, hörte den Obersten gar nicht zu Ende an: ‚Was? Abänderung des Korpsalarms?‘ rief er entsetzt, indem er seiner Gewohnheit nach den Mund mit dem falschen Gebiß hörbar auf- und zuklappte. ‚Nicht einmal denken daran! Sind ja kaum erst mit dem Ding fertig geworden.‘“ (Eichthal, S. 109–110)

Tatsächlich scheitert Spielvogel, aber nicht am General, sondern an einem säuerlichen und gehässigen Subalternen, der ihm schon von Wiener Neustadt her feindselig gesonnen ist.

Spielvogel verfügt zwar auch über persönliche Tapferkeit und Risikobereitschaft, ist zudem ein Liebling der Frauen und der Musen, aber seine eigentliche Stärke ist bürgerliches Leistungsdenken. Viele Elemente habsburgischer Offiziersfolklore tauchen dennoch auf: die Schulden, die Verschwendung, der Charme – wie gesagt, Spielvogel

¹⁹ Rudolf von Eichthal: *Der grüne Federbusch*. Roman aus Altösterreich. Wien: Kremayr & Scheriau 1979, S. 23. Im Folgenden als Fließtextzitat.



ist ein Tausendsassa. Wie schon bei Saars *Leutnant Burda* intervenieren die Vorgesetzten auch in den Liebes- und Heiratsangelegenheiten ihrer Untergebenen – waren es bei Saar Burdas Ambitionen in Richtung einer jungen Dame aus höchstem Adel, die von einem höheren Offizier (Major im Dienste eines fürstlichen Chefs) abgewürgt wurden, ist hier umgekehrt Spielvogels Vorgesetzter an dessen Standesverbesserung durch Heirat interessiert; bei diesen vormodernen Interventionen kann man wohl Nepotismus und Protektion orten. Keiner der hier porträtierten Offiziere lässt verraten, dass einige von ihnen auch nahezu bedingungsloses, selbstmörderisches Stürmen befehlen würden. Aber auch der Leistungsgedanke setzt sich nur noch beim Manöver durch – wieder ist es ein arroganter Aristokrat, der vom schneidigen Spielvogel durch überlegene Taktik gedemütigt wird. Eichthals Buch ist natürlich mit dem Wissen um den Ausgang des Krieges und die verheerende Kopflosigkeit der Führung 1914 geschrieben und kann somit zur kontrafaktischen Literatur gerechnet werden. Dennoch sind die Pinselstriche, die hier den österreichischen Militärhabitus zeichnen, zwar grob, aber korrekt gesetzt.

Den tragischen Abgesang der Monarchie und ihrer ruhmreichen Armee verfasst Alexander Lernet-Holenia. Die Standarte ist das ultimative Symbol der Treue zu Regiment und Kaiser.

„Da stand aufrecht die Standarte, im Luftzug, der von der Tür kam, bewegten sich für einen Augenblick die Bänder, dann fielen sie wieder herab, und von dem goldenen Lanzenblatt oben an der Spitze des Schaftes ging ein Blitzen aus.

[..]

Wie Strahlen von ihrer Spitze umherfallend verkündigte sich der Anspruch, ein Zeichen des Reichs zu sein, souverän, kaiserlich, heilig, ein Nest des Adlers, der seine Fänge in ihren Brokat schlug, den Blick in die Sonne gerichtet, die nicht mehr unterging, wo er die Schwingen hob, in Frankreich, in Mailand, überm Meer, in Flandern, bei Zenta und Slankamen, bei Malplaquet, Aspern, Leipzig, Custoza, Kolin. Der feierliche Weihrauchduft der Feldmessen und Prozessionen, der süße Blutgeruch der Siege, der bittere der Lorbeergewinde hing noch in den Falten des Tuchs.“²⁰

Diese poetische Schilderung zeigt uns, zu welchen Höhen sich patrimoniale Loyalität und dynastisches Wir-Gefühl aufschwingen können. Die Schlüsselstelle des Romans ist allerdings die Meuterei der slawischen Truppen ruhmreicher Regimenter mit den klingenden Namen Maria Isabella oder Royal Allemand und Toskana-Ulanen, die aufhören, als Kriegsmaschinen zu fungieren:

„Es war, als fielen die Helme und Uniformen, die Abzeichen der Chargen und die kaiserlichen Adler der Kokarden von den Leuten ab, als schwänden die Pferde und die Sättel hinweg, und es blieb nichts übrig als ein paar hundert

20 Alexander Lernet-Holenia: *Die Standarte*. Berlin: Fischer 1934, S. 187. Im Folgenden als Fließtextzitat.

„nackte polnische, rumänische oder ruthenische Bauern, die keinen Sinn mehr dafür hatten, unter dem Zepter deutscher Nation die Verantwortung für das Schicksal der Welt mitzutragen.“ (Lernet-Holenia, S. 161)

Der adelige Fähnrich Menis ist noch einmal ein Kavallerist – die Geschichte ist auch eine der romantischen und waghalsigen Liebe inmitten des sterbenden Heeres. So drängt er sich in höchste Gesellschaft, um seine künftige Geliebte kennenzulernen:

„Kaiserliche Hoheit gestatten, daß ich einen Fähnrich vom Dragonerregiment Beide Sizilien vorstelle. – Junker, wendete er sich an mich, ‚ich habe nicht genau verstanden, wie Sie hießen.‘ Ich flüsterte ihm meinen Namen zu. ‚... nämlich den Fähnrich Menis,‘ ergänzte er. Die Erzherzogin reichte mir die Hand zum Kuß.“ (Lernet-Holenia, S. 32)

Nach dem ungehörlichen Eindringen erfolgt die Bekanntschaft mit der Schönen, die – nach Strafversetzung des Fähnrichs – Anlass zu vielen wilden nächtlichen Besuchsritten gibt. Noch einmal beschwört Lernet-Holenia den ganzen Glanz der feudal-ritterlichen habsburgischen Offizierswelt, mit allem Charme des Untergangs und ohne dass taktische oder organisatorische Fragen angesprochen werden. Zum letzten Mal schwören Offiziere und Mannschaften feierlich seiner Majestät den Eid (und letztere wissen schon, dass sie ihn brechen werden).

Die Meuterei wird niederkartätscht, in einem grässlichen Akt der Selbstverstümmelung der einstmals stolzen Armee. Der Krieg ist verloren, und es wäre wahrscheinlich auch so gekommen, wenn die habsburgischen Offiziere samt und sonders ein Ausbund professioneller Tüchtigkeit gewesen wären (was wahrscheinlich auch viele waren). Aber es ist doch bezeichnend, dass letzte Romantik sich an die sterbende Idee der Ritterlichkeit klammert – anstatt einer nüchternen Dokumentation von nüchtern erfochtenen, professionell errungenen Siegen.

5. Ein Vergleich mit einer nichtfiktionalen Quelle – die Erinnerungen von Paul Schinnerer

Wie auch Rauchensteiner in seinem großen Werk *Der Tod des Doppeladlers* zeigt, war schon der Aufmarsch in Galizien 1914 aufgrund der Fehldisposition Conrads völlig misslungen: Dieser hatte sich, wie die anderen, zu lange an die Illusion geklammert, den Krieg auf Serbien begrenzen zu können, und die 2. Armee erst dann nach Galizien umdirigiert, als es im Grunde bereits zu spät war. Ohne diese waren aber die österreichischen Kräfte den Russen geradezu hoffnungslos unterlegen (mit 1,2 Millionen gegen 1,8 Millionen Soldaten), die noch dazu wesentlich besser ausgerüstet waren. Der seit den Napoleonischen Kriegen der habsburgischen Armee aufgepfropfte Offensivdrang verlangte aber selbst bei massiver Unterlegenheit eine Vorausverteidigung durch Angriffe, die allerdings das k. u. k. Heer aus mehreren Gründen erfolgreich zu führen nicht imstande war. In den Schilderungen Schinnerers, der sich mit einer untergeordneten Position im Stabe begnügen musste, aber



in diesem Nervenzentrum einen guten Überblick über das kollektive Versagen erhielt, werden die mentalitätsbezogenen, „habituellen“ Schwächen der k. u. k. Armee überdeutlich. Wie schon Clausewitz festgehalten hatte, kann der Geist einer Armee nicht nur durch Passivität und Pessimismus gebrochen werden, sondern gerade auch durch unbegründete, illusionäre Selbstüberschätzung, die für die folgenden Katastrophen wehrlos macht. Das Paradoxon einer insgesamt zögernden, wenig durchschlagskräftigen Armee, der jedoch ein ungestümer Offensivdrang befohlen wird, tritt gerade hier, in den ersten Wochen des Krieges, besonders deutlich hervor. Schinnerer urteilte schon früh:

„Die II. Armee, die ursprünglich gegen Serbien aufmarschiert war, wurde wieder auf die Bahn gesetzt und befand sich gar erst im Herantransport durch Ungarn. So begann dieser Krieg, der vor allem ein schnelles, zielbewusstes Handeln erfordert hätte, mit einem sinnlosen Hin und Her, das den Keim des Mißerfolges bereits in sich trug.“²¹

Damit tritt die Schlacht um Lemberg, die den Galizienfeldzug eröffnete, in eine Reihe mit den Jahrhunderten von Schlachten, die von habsburgischen Armeen auch wegen ihres habituell gewordenen Zugs des Zögerns und Zauderns verloren wurden: von den schlesischen Kriegen gegen Preußen in den Niederlagen Karls von Lothringen gegen Friedrich II., in den Schlachten von Ulm, Austerlitz oder Eggmühl/Regensburg gegen Napoleon, gegen die Franzosen bei Solferino und die Preußen bei Königgrätz – überall war das Dilemma die Langsamkeit und Unentschlossenheit des Aufmarsches und der Formierung, die selbst große Tapferkeit der Truppen nicht mehr wettmachen konnte. Wie wir gesehen haben, ist ein Teil des ebenso habituell gewordenen Leichtsinns schon Mentalität des Heeres im Frieden gewesen; in der schonungslosen Darstellung Schinnerers von den kritischen Ereignissen im August und Anfang September 1914 werden dessen katastrophale Züge noch deutlicher sichtbar. Wie wir sehen werden, gesellten sich zum Hang zur Selbstüberschätzung recht bald kopflose Angst und Führungsunfähigkeit im Angesicht der sich abzeichnenden Katastrophe.

Schinnerers Darstellung setzt bei der ihn kränkenden, als Zurücksetzung empfundenen Verwendung als Adjutant in der Kanzleidirektion des 3. Armeekommandos am 3. August 1914 in Pressburg ein (erst später sollte er selbst ein Kommando im Felddienst erhalten und auch noch zum Generalmajor befördert werden).

„Wem ich diese Zurücksetzung verdanke, weiß ich nicht, da ich aber eben nicht der gewissen Clique angehörte, sondern immer ein Außenseiter und als schwer zu behandelnder Querkopf verschrien war, so dürfte das wohl der Grund hierfür sein.“ (Schinnerer, II, S. 2)

21 Paul Schinnerer (Generalmajor, 1869–1957): *Erinnerungen aus meinem Leben 1869–1918*. Wien: Archiv „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, II, 9. Im Folgenden als Fließtextzitat.

Vielleicht fällt auch deswegen sein Urteil über die maßgeblichen Protagonisten im sich entwickelnden Debakel der 3. Armee so düster aus. Sein unmittelbarer Vorgesetzter, Oberstleutnant von Filz, „machte so gut wie gar nichts; auch späterhin spielte er den großen Herrn, der nur anschaffte und sich um nichts kümmerte.“ (Schinnerer, II, S. 2) Dem Chef der Generalstabsabteilung, Oberstleutnant Anton von Pitreich, weist er einen „großen Teil der Schuld an den vielen Mißerfolgen der 3. Armee“ (Schinnerer, II, S. 2) zu. Schon früher war Schinnerer Pitreichs Leichtsinn bei Übungen aufgefallen; seine nachmalige Tätigkeit (er behielt seine Stellung bis zum Ende des Krieges) beurteilte Schinnerer als „unheilvoll“. Der Armeekommandant war der Kavalleriegeneral Brudermann; auch er steigt bei der Beurteilung nicht sehr gut aus (elegant, liebenswürdig, bei den Untergebenen beliebt, auch ein tüchtiger Reiteroffizier, aber schuld an der Rückständigkeit der Kavallerie an Ausrüstung, Bewaffnung „und der noch unmöglicheren Taktik.“)

„Über die anderen Herren des Stabes ist nicht viel zu sagen, sie waren brave, fleißige Durchschnittsmenschen, alle vom gleichen Schnitt, selbstverständlich durch die Bank Optimisten, mit gründlicher Verachtung des Gegners, Verkenntung unserer Lage und vollständiger Unkenntnis der Zusammenhänge wirtschaftlicher Natur, kurz die richtigen *österreichischen* Offiziere, wie ich sie immer kennengelernt und auch in diesen Blättern bereits geschildert habe.“ (Schinnerer, II, S. 3)

Ausnahmen waren für ihn u. a. seine beiden Freunde von Incze und Wanko, denen er militärische Kenntnisse, Intelligenz, Humor und Pessimismus attestierte.

Schinnerer ist bald überzeugt, dass sich die Hauptmacht der russischen Armee auf die vergleichsweise schwachen Kräfte der 4., 1. und 3. österreichisch-ungarischen Armeen (die 2. war noch nicht eingetroffen) nahe bei und östlich von Lemberg werfen wird.

„Der Einfall der russischen Armee in Ostpreußen machte uns nicht irre, die Hauptkraft mußte gegen uns kommen. Wir waren daher sehr einverstanden mit dem Aufmarsche unserer Armeen am San und waren sehr erstaunt und auch bestürzt, als wir plötzlich vernahmen, daß das *Armeekommando nach Lemberg* und damit auch der ganze *Aufmarsch* bis fast an unsere Grenze *vorgeschoben* wurde. Von soweit vorne den Russen entgegenzutreten zu können [!], waren wir zu schwach, und besondere Sorge hegten wir um unseren rechten Flügel, der nun der Anlehnung an die Karpaten entbehrte und ganz in der Luft hing.“ (Schinnerer, II, S. 7)

Auf dem Weg mit dem Zug nach Lemberg begegnet der Offizier Schinnerer bereits jenem organisatorischen Chaos (Verstopfung, unfähige polnische Beamtschaft), das ständiger Begleiter der k.u.k. Armee auf diesem Kriegsschauplatz werden sollte.

Am 25. August erfährt Schinnerer von seinem Vorgesetzten von Filz, dass die Schlacht östlich von Lemberg unmittelbar bevorstehe, wobei Filz nur mit drei bis



vier russischen Infanteriedivisionen rechnet, deren Abmarsch nach Norden man verhindern müsse. „Ich war starr vor Staunen und Entsetzen über diese unglaubliche Verkenning der Lage.“ (Schinnerer, II, S. 11) Filz nennt ihn ungnädig bloß einen Schwarzseher und ist, wie die anderen Herren des Armeekommandos, siegesgewisser Stimmung. Bei den darauffolgenden Schlachten von Lemberg (vom 26. August bis zum 2. September 1914) sollte sich Schinnerers Pessimismus in furchtbarer Weise bestätigen. Sein Geschäft war es, den an der Front postierten Einheiten die jeweiligen Befehle zustellen zu lassen; doch binnen Kurzem entstand ein Chaos, in dem niemand mehr wusste, wo sich die Standorte der höheren Kommandos jeweils befanden. Zuerst wurden Kavallerieeinheiten (Divisionen) aufgerieben, ihre Kommandanten erschossen sich, wurden des Befehls enthoben oder „zeigten ihre volle Unfähigkeit“ (Schinnerer, II, S. 12). Tatsächlich waren die russischen Armeen in großer Überzahl angetreten, und es reihte sich Unglück an Unglück.

„Das III. Korps hatte bei Globugory furchtbare Verluste erlitten, seine heldenhaften Angriffe waren zusammengebrochen, das herrliche Regiment Nr. 27 war fast vollständig aufgerieben worden, das Korps war auf die Höhen westlich Przemysłány zurückgeflutet und dort mühselig zum Stehen gekommen, da die Russen nicht nachgedrängt hatten. Die 22. Division, Feldmarschalleutnant Krauss-Ellislagó, der frühere Vorstand des Operationsbureaus, den ich schon lange als den größten Schwindler und militärischen Hochstapler erkannt hatte, war so durcheinander gekommen, daß der Kommandant sich ergeben wollte und seinen Abteilungen befahl, überall die weiße Fahne aufzustecken.“ (Schinnerer, II, S. 13)

Dieser wurde zwar von seinen Untergebenen seines Kommandos entsetzt, aber die russische Übermacht mit ihrer weit überlegenen Artillerie war, genauso, wie es sich Schinnerer und die anderen „Schwarzseher“ (Schinnerer, II, S. 13) gedacht hatten, über die schwachen österreichischen Kräfte hinweggerollt.

Nun, die alte Armee mit ihren Berufsoffizieren wurde nach dem katastrophalen Beginn durch eine Art „Miliz“ ersetzt, der Krieg noch vier Jahre weitergeführt. Es war auch geostrategisches Pech oder Unvermögen, das zur Niederlage der Mittelmächte führte. Aber so wie Schinnerer in seiner nüchtern-illusionlosen Art erkannte, dass es sehr grundsätzliche Züge oder Mängel im österreichischen Militärhabitus waren, die zur frühen Katastrophe beitrugen, haben es auf ihre Art auch literarische Stimmen deutlich gemacht, welche habituellen Probleme es in der habsburgischen Armee gegeben hat. Fiktionale und nichtfiktionale Quellen ergänzen einander, korrigieren sich wechselseitig und helfen gemeinsam, zu soziologisch brauchbaren Erklärungen für schwierige Probleme zu gelangen. Sie tun es allerdings nicht von sich aus. Zu ihrer Interpretation brauchen wir auch immer theoretische Synthesen, mittels derer wir die oft auch nicht wenig komplexen Beobachtungen von Literaten und Zeitzeugen einordnen können. In ihnen müssen zwangsläufig Emotionen und deren geronnener Ausdruck in einem „Habitus“ vorkommen.

Literaturverzeichnis

ALLMAYER-BECK, JOHANN CHRISTOPH: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft. In: Die Habsburger Monarchie 1848–1918. Bd. V: Die bewaffnete Macht. Herausgegeben von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987, S. 1–141.

BLUMENTHAL, JOHANN HEINRICH: Carl Freiherr Torresani. Sein Leben und Werk. Wien: Bergland Verlag 1957. (= Österreich-Reihe. 30/31.)

CLAUSEWITZ, CARL VON: Vom Kriege. 16. Aufl. Bonn: Dümmler 1952.

DEÁK, ISTVÁN: Der K. (u.)K. Offizier 1848–1918. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 1991.

EICHTHAL, RUDOLF VON: Der grüne Federbusch. Roman aus Altösterreich. Wien: Kremayr & Scheriau 1979.

ELIAS, NORBERT: Human Beings and their Emotions. In: *Theory, Culture and Society* (1987), Nr. 4, S. 339–361.

ENIS VON ATTER UND IVEAGH, WENZL: Der Ordonnanzhusar Bécseys. In: Unter Habsburg Kriegsbanner. Herausgegeben von Franz Deitl. Bd. 2. Dresden [u. a.]: Pierson 1898, S. 39–41.

FELBERBAUER, FRANZ: Solferino und seine Folgen – Sadowa und Sedan. Eine Untersuchung der Waffenwirkung im Feldzug von 1859 und deren Auswirkung auf die weitere Waffenentwicklung. In: *Österreichische Militärische Zeitschrift* 47 (2009), H. 3, S. 293–304.

KRAUS, KARL: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Teil I. Erster bis dritter Akt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1978.

LERNET-HOLENIA, ALEXANDER: Die Standarte. Berlin: Fischer 1934.

RAUCHENSTEINER, MANFRIED: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg. 2. Aufl. Graz; Wien; Köln: Styria 1994.

ROTH, JOSEPH: Radetzkymarsch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1957. (= roro. 222.)

ROTHENBERG, GUNTHER ERICH: The Army of Francis Joseph. West Lafayette, Indiana: Purdue University Press 1976.

SAAR, FERDINAND VON: Leutnant Burda. In: Ferdinand von Saar: Novellen aus Österreich. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Karl Wagner. Bd. 2. Wien, München: Deuticke 1998, S. 7–67.

SCHINNERER, PAUL: Erinnerungen aus meinem Leben 1869–1918. Wien: Archiv „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.



SCHNITZLER, ARTHUR: Lieutenant Gustl. 11. Aufl. Berlin: Fischer 1906.

STRATIMIROVIČ, GEORG VON: Was ich erlebte. Erinnerungen von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von seiner Tochter. Wien; Leipzig: Braumüller 1911.

TORRESANI, CARL FREIHERR: Kropatsch, der echte Kavallerist. Ein Charakterbild von Anno dazumal. In: Johann Heinrich Blumenthal: Carl Freiherr Torresani. Sein Leben und Werk. Wien: Bergland 1957. (= Österreich-Reihe. 30/31.) S. 43–87.

TORRESANI, CARL BARON: Die chemische Analyse. In: Carl Baron Torresani: Schwarzgelbe Reitergeschichten. 5., durchges. Aufl. Dresden: Pierson 1906, S. 1–59.